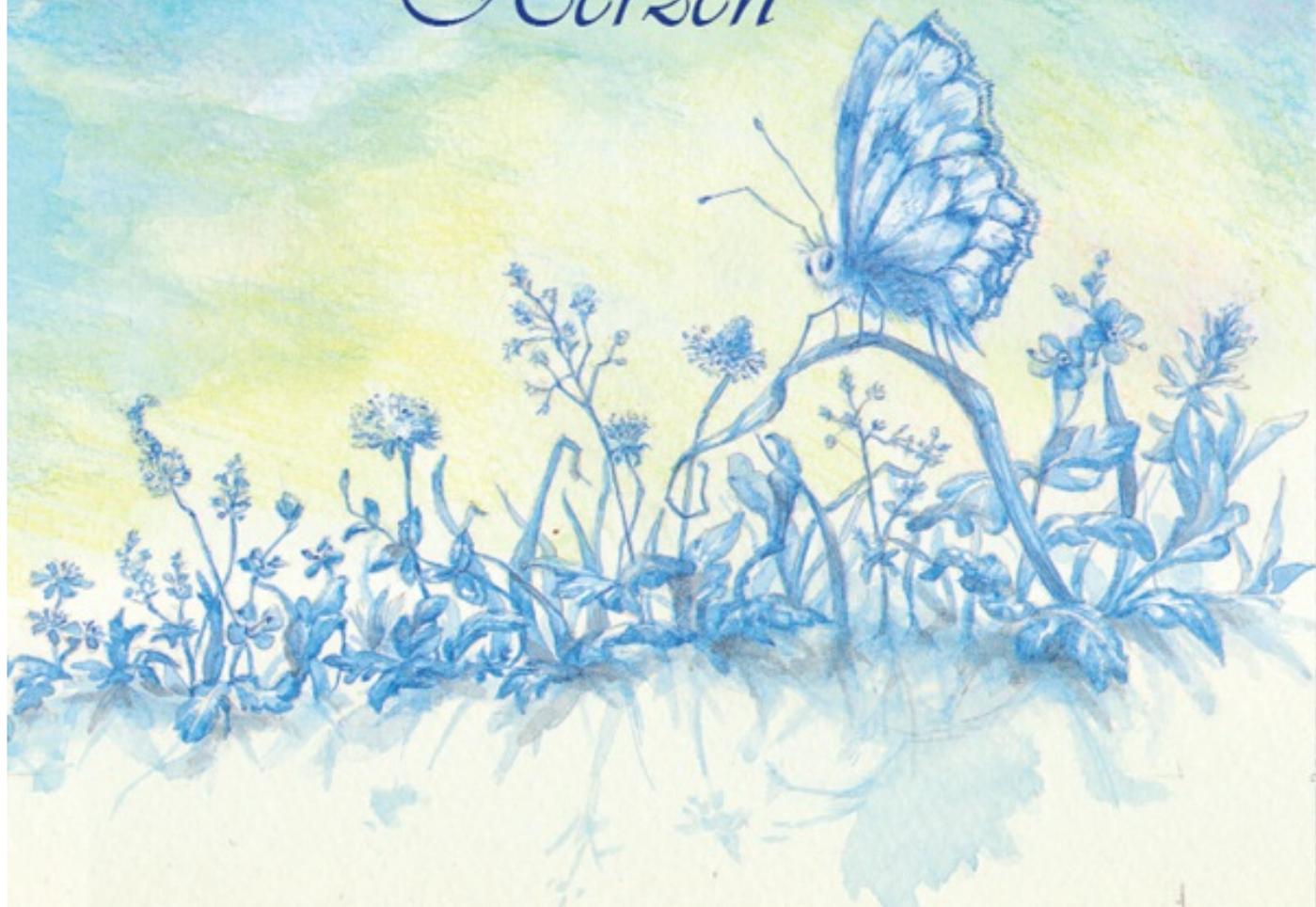


Vreni Weber

*Den
Himmel
im
Herzen*



Sommersprossen und «rüeblirote» kurze Haare, aber eine Seele von Mensch.

Die Praktikumszeit lief aus, und ich merkte, dass ich immer noch viel zu wenig konnte und wusste, um wirklich als Bürokraft arbeiten zu können. Und den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen, das war auch nicht gerade mein Ding. Aber was war denn eigentlich mein Ding? Die Verunsicherung war gross bei mir...

8

Entscheidungen

Eine zweite Praktikums-Stelle wurde mir angeboten, wieder in Bern und wieder etwas ausserhalb der Stadt. Diesmal in einem «normalen» Betrieb, im Sekretariat einer Metall- und Schrauben-Vertriebsfirma.

Ich hatte von Anfang an grosse Mühe. Die Arbeiter und das Personal waren «unterkühlt», eine Behinderte war neu für sie. Vorurteile waren da, und die Arbeit war streng und hart. Schnell und effizient hätte ich arbeiten sollen – aber ich war total überfordert. Ich gehörte da einfach nicht hin. Die Erkenntnis, den Anforderungen nicht zu genügen, machten mich ganz unsicher, müde und lustlos, und das alles machte das Ganze nicht besser.

Ich merkte auch, dass ich Mühe mit dem Gehen bekam, mein linker Fuss gehorchte mir irgendwie nicht. Ich kippte nach aussen weg. Den Fuss richtig, gerade, normal auf den Boden stellen war nicht mehr möglich.

Die «Gegenmassnahmen» meines lieben Professors halfen nicht, Turnübungen griffen nicht, auch feste, hohe Schuhe brachten nichts, sie taten nur weh und scheuerten. Ich musste, durfte dieses Praktikum aufgeben und war froh und erleichtert darüber.

Ein Orthopäde, den wir konsultierten, erklärte meiner Mutter und mir, dass nur eine Operation helfen würde. Er wollte mir eine Stahlplatte einsetzen und so das Fussgelenk stabilisieren, dann könnte ich wieder normal gehen, den Fuss wieder gerade aufsetzen.

Dieser linke Fuss war schon einmal operiert worden. Ich hatte einen Hammerzehl, der drückte und sich entzündete. Und so war dieses «kleine Matterhorn» entfernt worden, und der Zehl wurde mit einem Silberstift fixiert, gerade gemacht. Eine ambulante Sache.

Diesmal war es nicht ganz so einfach. Die Operation wurde in Bern in der Insel gemacht und ein paar Tage musste ich dort bleiben, liegen und abwarten, bis die Ärzte sicher waren, dass es keine Komplikationen gab.

Sie hatten mir also diese Stahlplatte eingesetzt und das halbe Bein eingegipst. Auftreten und gehen, damit war vorläufig nichts. Aber wenigstens war ich wieder zu Hause. Als die Ärzte mir dann – nach langer Zeit – einen Gehgips verpassten, war ich unheimlich froh. Damit humpelte ich weitere Wochen durch das Leben.

Ich bat meine Mutter, eine perfekte Hausfrau, eine begnadete Köchin, sie möge mir zeigen, wie man gut kocht, wie man wäscht und bügelt, wie man Knöpfe annäht, Blumen einstellt und Pflanzen richtig pflegt – einfach, wie man einen Haushalt gut, richtig führt.

In der Schule war das kein Lehrstoff. Oder hatte ich es nur wieder vergessen? Meine Mutter gab alles, sie tat wirklich alles, um mir die vielen Arbeiten und Einzelheiten zu erklären, begreiflich zu machen.

Auch wenn es kleinere oder grössere Reibereien gab, wir beide manchmal frustriert und müde waren, es machte Spass, und ich lernte viel. Es machte uns beide stolz, es war eine schöne und intensive Zeit. Aber ich merkte auch, dass diese «Nähe» meiner Mutter zu viel wurde, sie war es nicht gewohnt, mich so viel um sich zu haben.

In unserer kleinen Strasse wohnte auch eine Familie, fünf Kinder hatten sie, ihr Haus war heruntergekommen, der Garten verwildert, alles war schmutzig und passte so gar nicht in die sonst so gepflegte Umgebung.

Die Kinder, die noch zu Hause waren, hatten alle etwa mein Alter. Ein Mädchen und ein Junge lebten bereits ausser Haus. Die Eltern waren freundliche und gütige Menschen. Der Mann hatte unglaublich viele Dias, die er dann in Vorträgen zeigte. Er ging nirgends hin ohne seine Bibel – ein «Frömmeler» sei er, hiess es im Quartier.

Und die Frau war dick, unförmig. Heute weiss ich, dass sie starke Schmerzen hatte und unter den Spöttereien der Mitmenschen, die sie auslachten, mit dem Finger auf sie zeigten, wohl sehr gelitten hat. Aber sie liess sich nie etwas anmerken, fuhr Velo, ging in die Badi wie andere auch, und sie nahm mich oft mit. Meine Behinderung war da kein Hindernis, es störte sie nicht.

Meine Eltern waren nicht froh über diese nachbarliche Freundschaft. Mir bedeutete diese Familie viel, alles war freundlicher, gütiger als bei mir daheim. In der Zeit meiner Fussoperation und der anschliessenden Therapie war ich manchmal dort, durfte beim Kochen helfen – ich fühlte mich wohl in dieser Familie.

Hans, einer der Söhne, war bei der Bahn angestellt. Er war ein schwächlicher, grosser, junger Mann. Ein Hauch von Traurigkeit umgab ihn, zarte Melancholie. Er redete und lachte wenig. Sein Geheimnis habe ich nie ergründen können, aber es war da – dunkel und schwer. Er war wohl, genau wie ich, einsam, verletzlich, unsicher, und auch er suchte seinen Weg.

Und wir schliefen auch zusammen, aber es war nicht einmal schön. Die Liebe und die Zärtlichkeit fehlten. Er war fordernd, und es machte mir fast Angst. Ich war ja so unerfahren, hatte kaum eine Ahnung. In der Schule war Lieben kein Fach und meine Mutter hatte mich nach dem «Bienen-Blümchen-Prinzip» aufgeklärt. Das haute in der Praxis natürlich nicht hin.

Es ging meinem Fuss wieder gut. Er war wieder gerade und das Gehen wieder einigermassen normal. Die Übungen, die ich machen musste, gaben mir die Sicherheit und Steh-Stabilität wieder zurück.

Eines Tages sagte mir Hans, dass er versetzt würde, dass er anderswo arbeiten müsste und dass wir unsere «Affäre» wohl besser beenden sollten – jetzt, sofort. Etwas traurig war ich schon, aber vor allem war ich wütend, verletzt, fühlte mich ausgenutzt. Mein Ego litt gewaltig. Aber es war auch eine gewisse Erleichterung in mir. Ich hatte wieder etwas dazugelernt, eine «kleine» Erfahrung gemacht, und das war gut so!

Meine Mutter erzählte mir, dass eine meiner früheren Schulkameradinnen ein Kind bekommen habe. Ihr zweites, von einem anderen Mann, und verheiratet sei sie auch nicht. Meine Mutter war entrüstet, es ekelte sie an. «Eine Schande ist das» waren ihre Worte, und

ihr Gesicht wurde hart, wirkte kantig und böse.

Auf meine Frage, was sie tun würde, wenn mir das passieren sollte, sagte sie: «Dann wärst du unser Kind nicht mehr, wir würden dich nicht mehr hierhaben wollen, wir würden dich verstossen, wegschicken.»

Päng, das sass! Ein Blick in meiner Mutter Gesicht sagte mir, sie meinte es ernst, todernst, ohne Wenn und Aber, es war einfach so.

Sie merkte nicht, wie erschrocken ich war, mein Atem stockte, ich hatte einen kleinen Moment lang keinen Herzschlag mehr, aber sie merkte es nicht.

Warum traf mich ihre Reaktion so, warum tat es so weh, diese Worte zu hören? Weil meine Periode überfällig war, weil ich mit Hans geschlafen hatte und weil mein Gewissen mich plagte.

Es war eine Situation, die mir Angst machte. Es war wie damals, als mich mein Vater schwimmen lehrte. Im Aare- Flussbad ging er auf dem Steg, und ich hing in einer Gurte, die an einer Art Angelrute befestigt war. Mein Vater hielt sie sicher in seinen Händen, ich vertraute ihm.

Doch plötzlich drohte sie ihm zu entgleiten. Die Aare riss, zerrte, und ich war im Wasser gefangen. Es schlug über mir zusammen, und alles wurde ganz dunkel – kurz nur, dann hatte mein Vater wieder alles im Griff, sich, die Schwimmrute und mich. Aber dieses Gefühl von Not, Angst und Im-Stich-gelassen-Werden war von diesem Augenblick weg in meinem Herzen. Es war klein, aber es war da. Und bei Mutters Worten kroch es wieder aus seinem Versteck, es lähmte mich und machte mich traurig.

Als ich wieder klarer denken konnte, erinnerte ich mich an eine Mitschülerin in der Sekundarschule. Sie ging in die Parallelklasse, hiess Beatrice und ihr Vater war Frauenarzt.

Und dort ging ich hin, erzählte ihm kurz meine Geschichte. Er stand einfach auf, gab mir eine kleine, weisse Pille und sagte zu mir: «Nimm sie, und alles wird gut!» Es gab keine Untersuchung, kein Karteiblatt, keine Rechnung – nur diese Pille. Ich nahm sie, und einen Tag später setzte die Blutung ein, nicht anders als sonst, vielleicht ein klein wenig stärker und schmerzhafter als normalerweise.

Ich weiss nicht, was für eine Pille das war, ich weiss nicht, ob ich schwanger war – bis heute nicht. Aber es war gut, in diesem Moment war es gut.

Mit meinen Eltern redete ich nie darüber, auch Hans erzählte ich nichts. Die Zeit mit ihm war ja vorbei – es blieb ein Geheimnis. Nur wenn ich daran dachte, war die Not gross, und es hätte gut getan, darüber reden zu können. Aber es blieb beim Schweigen.

Doch irgendwie hatte ich mein Zuhause, meine Heimat verloren, verloren in der Lieblosigkeit, der Demütigung, der Kränkung, der Unbarmherzigkeit der Mitmenschen.

Darum war ich ganz froh, als mir meine Mutter eröffnete, dass es oberhalb von Morges, am Genfersee, ein Kinderheim gebe, das mich beschäftigen würde, eine «Mädchenfür-alles-Stelle». Es sei alles in die Wege geleitet worden, und ich könne, dürfe, müsse dorthin gehen, dort arbeiten und mich bewähren.

Ich hatte keine Ahnung, was mich dort erwartete. Ich wusste, ich musste gehen, meine Eltern wollten es so, und ich wollte es eigentlich auch – nur weg, weg aus der Kälte meines

Elternhauses und etwas Sinnvolles und Schönes arbeiten, wo, das war egal.
Also, ab in die «Fremde»...